



Nicht gerade vom Tellerwäscher zum Millionär, aber vom Praktikanten zur Fachkraft: Baschar Saleh kam Anfang 2015 aus Syrien nach Deutschland. Seine erste Unterkunft war ein Plattenbau in Neu-hardenberg (unten), dort wohnte er zusammen mit anderen syrischen Flüchtlingen (oben). Heute arbeitet er als Klimaanlagebauer und lebt in der Berliner Sonnenallee (links).



Kennel, Les (4)



Angekommen zwischen Fußball und Kältetechnik

Flüchtlinge sprechen über ihre Integrationserfahrungen in Deutschland

Eine Reportage von Sebastian Gluschak

Im Jahr 2016 hat sich die Stimmungslage gegenüber Geflüchteten in Deutschland gedreht. Der mediale Sturm, der nach der Kölner Silvesternacht losbrach, machte den Anfang, durch die politischen und publizistischen Reaktionen auf die Vorfälle von Ansbach und Würzburg im Juli wurde ein weiterer Höhepunkt erreicht. Wie empfinden die Flüchtlinge selbst die Situation? Was hat sich aus ihrer eigenen Sicht verändert?

Neuhardenberg in Brandenburg, keine zwanzig Kilometer Luftlinie von Polen entfernt. Im Wohnzimmer eines Plattenbaus sitzen eine Reihe aus Syrien Geflüchteter dicht gedrängt bei Schwarztee. Es ist der Morgen des 2. Januar 2016. Von der „Kölner Silvesternacht“ weiß zu diesem Zeitpunkt noch niemand der Anwesenden. Einige von ihnen haben aber Silvester in Berlin gefeiert.

„Die Silvesternacht am Brandenburger Tor war ein Chaos, noch nie habe ich so eine Menschenmasse gesehen“, sagt ein Englisch sprechender Hüne, der am Türeingang steht. „Männer haben nach Frauen gegripscht und sich wirklich asozial verhalten – das ist nicht okay!“ Die Anwesenden nicken, murmeln etwas vor sich hin, eine Unterhaltung auf Arabisch erfüllt den Raum.

Viele der Heimbewohner haben die Nacht zu Neujahr in Berlin verbracht. Unser Gastgeber Baschar Saleh nicht. Er findet es unpassend, ein Feuerwerk zu zelebrieren, während in der Heimat der Krieg tobt. Solange sein Aufenthaltsstatus nicht geklärt ist – über ein Jahr dauert das Verfahren schon –, will er seiner Lethargie auch gar nicht entkommen, so scheint es. In der lebhaften Wohnzimmerdiskussion ist er der Stille, Nachdenkliche. Neuhardenberg gefällt ihm nicht, eine reine Warteanstalt. Die wenigen Nachbarn in dem vor dem Abriss geretteten Gebäudekomplex, Deutsche oder Polen, behandeln die 350 Flüchtlinge fast wie Aussätzige, so empfinden sie es. Kein Hallo im Treppenhaus, stattdessen Türeinschlagen. Die Integrationshelfer Sabine und ihr Mann Horst sind die einzigen Deutschen, die sie kennen. Deren Engagement stößt jedoch im Ort auf Unverständnis:

Ende 2015 zündeten Unbekannte den Minivan des Ehepaares an, wenige Tage nach Baschars Ankunft in Neuhardenberg.

Über vier Monate später, am 14. Mai. Eine WhatsApp-Nachricht von Baschar Saleh: „Erinnern Sie sich an mich?“ Wir treffen uns zum Abendessen, diesmal in Berlin. Er sei ohnehin oft hier, zum Monatseinkauf in der Neuköllner Sonnenallee – das helfe gegen Fernweh. Kochen ist seine Leidenschaft. Und Klimaanlagen einbauen! Mit funkelnden Augen erzählt der 29-Jährige von seinem neuen Arbeitgeber, bei dem er seinen Beruf endlich wieder ausüben kann. Als „Edelpraktikant“ zwar, aber immerhin hat das elende, sinnlose Warten ein Ende. Er erklärt uns die gigantischen Lüftungssysteme auf seinen Smartphone-Fotos, wirft mit Fachbegriffen um sich. Der Enthusiasmus ist nicht zu überhören. Halfen am Jahresanfang noch Hände und Füße bei der Konversation, gebraucht Baschar jetzt bereits wie selbstverständlich das Berliner „icke“. Kleine Schritte Richtung Integration, die sein erklärtes Ziel ist. Doch sein Weg war steinig. „Mein erstes Praktikum in einem Dorf in Brandenburg war schlimm. Wenn ausschließlich Flüchtlinge an der Bushaltestelle standen, fuhr der Busfahrer einfach durch.“ Die Kehrseite der „Willkommenskultur“ nehmen die Geflohenen sehr feinsinnig wahr. Im Wartehäuschen kamen dann erste Zweifel auf, ob er diesen Aufenthaltstitel überhaupt will – den, auf den er nun seit über einem Jahr wartet und für den er fast täglich zum „Sozial“ (so nennen die Flüchtlinge das Sozial- oder Ausländeramt) spaziert. Aber mit dem Job hat er einen ersten Meilenstein erreicht. Ein Lächeln huscht über sein Gesicht.

Ende August hat es Baschar Saleh geschafft: Der Aufenthaltstitel ist in der Tasche. Und nicht nur das – wie eine angestoßene Dominokette fallen nun die Hürden. Sein Deutsch wird immer besser, der Führerscheinkurs ist angefangen, und er macht eine Qualifikationsanalyse. Das bedeutet, dass seine Fähigkeiten als Klimaanlagenbauer über ein Jahr geprüft und dann hoffentlich anerkannt werden. Nicht gerade vom Tellerwäscher zum Millionär, aber immerhin vom Praktikanten zur Fachkraft. Was für Erfolge! Baschar Saleh strahlt ein neues Selbstbewusstsein aus – die Leichtigkeit in seiner Stimme ist nicht zu vergleichen mit der Tristesse, die er vor neun Monaten noch kaum verbergen konnte. Und eine neue Wohnung darf er nun auch beziehen. „Aber damit habe ich Probleme“, klagt er. „Kaum ein Vermieter in Berlin oder Strausberg hat Interesse, einen Flüchtling zu nehmen.“

Baschar hatte Glück, und nun winkt womöglich eine Zukunft in Deutschland. Doch vielen seiner Freunde in Neuhardenberg fehlen das Sprachtalent und die Berufsqualifikation und somit der Generalschlüssel, um der ewigen Warteschleife zu entkommen.

„Auf dem Heimweg von der Arbeit sah ich immer einen betrunkenen Deutschen an seinem Erdgeschossfenster. ... Eines Tages war er aggressiver als sonst, schrie wie wild. Ich ignorierte es wie immer, doch plötzlich rannte er mit einem Messer auf mich zu.“

Ajmal Ibrahimimi



Ajmal Ibrahim floh vor Taliban und al-Qaida aus Afghanistan – den größten Teil der Strecke bewältigte er zu Fuß.

So musste zum Beispiel Ajmal Ibrahim, ein junger Mann aus Afghanistan, ganz andere Erfahrungen machen. Dass sein Asylantrag im Juli nach anderthalb Jahren abgelehnt wurde, ist nur ein weiteres Teilchen eines bizarren Puzzlespiels – so zumindest erscheint ihm sein Leben seit der Flucht aus Afghanistan.

Am Heiligen Abend 2014 lief der damals 18-Jährige voller Freude durch leere Berliner Straßen, um die ihm zugeteilte Notunterkunft in Wilmersdorf zu finden. „Ich sprach damals noch kein Wort Deutsch“, sagt er. „Ein Polizeibeamter scherzte mit mir auf Englisch: ‚Du hast den verdammten Weg von Afghanistan bis nach Deutschland hinter dir, da wirst du wohl die letzten drei Kilometer auch noch hinkriegen!‘“

Gezittert vor Glück

Ibrahim muss jetzt lachen, wenn er an die Situation denkt. Wir sitzen auf einer Berliner Dachterrasse zwischen probenden Schauspielschülern, Palmengewächsen und der Rooftop-Bar, die erst später öffnen wird. Sein Blick schweift über den lamellierten Holztisch, scheinbar rasen tausend Gedanken gleichzeitig durch seinen Kopf: Integration, Flüchtlinge und das Miteinander mit den Deutschen. „Die Burka sollte meiner

Meinung nach in Deutschland verboten werden. (...) Generell wäre es nicht schlecht, wenn man Neuankömmlingen mehr Regeln setzt. Viele verhalten sich auf dem Amt wie zu Hause!“ Hat er schon vergessen, welche Strapazen die Neuankömmlinge hinter sich haben? Doch dann, während er sich konzentriert eine Zigarette dreht, erzählt er fast beiläufig von seiner eigenen Fluchtodyssee.

Ghazni heißt die afghanische Heimat von Ibrahim, eine Stätte jahrtausendealter Kultur und Wiege der persischen Sprache Dari. Heute gilt sie als Hort von al-Qaida und Rückzugsort der Taliban. Zweitausend Kilometer entfernt, in Iran, liegt Teheran, die erste Fluchtetappe für den lebenshungrigen Afghanen. Dort kann er in seiner Muttersprache reden und sucht sich einen Job, doch die Arbeitsbedingungen und die Ausbeutung in den Textilfabriken treffen Ibrahim hart. „Sowieso genießen Afghanen in Iran kein hohes Ansehen, um es milde auszudrücken“, erklärt er. Nachdem er zwei Jahre lang vergeblich versucht hat, sich zurechtzufinden, entschließt er sich, Iran zu verlassen. Was folgt, ist eine Tour de Force. In der Westtürkei erwartet ihn die erste Festnahme, ein Schock. Nach der Freilassung geht es per Schnellboot in dreißig Minuten nach Lesbos. „Dafür habe ich einen Aufpreis bezahlt“, erklärt Ibrahim. Dort wieder ein Gefängnis. Dann zwei Tage im Polizeiboot, in Handschellen, ein Bagel und eine Flasche Wasser als Proviant. Bei der Ankunft in Athen erhalten er und seine Schicksalsgenossen eine Orange, ausreichend Brot und erneut die Freiheit. „Ich habe förmlich gezittert vor Glück, konnte es gar nicht glauben.“ Auf dem Boden findet ein Freund

eine halb volle Schachtel Zigaretten – das Paradies auf Erden. Kurz aufatmen, und weiter geht es nach Norden, über Italien und Österreich. Am 24. Dezember 2014 findet das Drama in der Berliner Notunterkunft sein vorläufiges Ende.

Afghanen sind die zweitgrößte Migrantengruppe in Deutschland, knapp 150 000 Menschen kamen im Jahr 2015. In den Jahren zuvor hatten Afghanen eine Präferenzbehandlung erfahren, es gab kaum Abschiebungen. Doch mit der radikalen Kehrtwende der Bundesregierung in der Flüchtlingspolitik seit November 2015 änderte sich alles. Afghanen droht nun grundsätzlich die Abschiebung. Insgesamt gab es im ersten Halbjahr laut dem Bundesinnenministerium fast 14 000 Abschiebungen – das entspricht einer Zunahme um 35 Prozent. Was das für die Flüchtlinge bedeutet? Ibrahim müsste in ein Land zurückkehren, in dem nach wie vor Krieg und Zerstörung herrschen.

Zuhause unter „Schwarzköpfen“

Mangelnde Integrationsbereitschaft kann man Ibrahim nicht vorwerfen. Er arbeitet mittlerweile als Übersetzer, spielt Fußball bei den Sportfreunden 06, wohnt mit Deutschen zusammen. Und er macht Urlaub an der Ostsee. „Das war komisch“, erinnert er sich. „Hier habe ich mich wirklich fremd gefühlt, die Leute haben mich sehr unfreundlich behandelt. Niemand hat mit mir gesprochen!“ Zurück in Berlin fühlte er sich dann „wie in der Heimat. Endlich wieder Schwarzköpfe“. So nennt Ibrahim sich und andere Zuwanderer. Doch auch in Berlin gab es unangenehme Begegnungen.

Von Abschiebung bedroht: Ajmal Ibrahim. Afghanistan gilt seit der Verschärfung des Asylgesetzes als „punktuell sicheres Herkunftsland“.



Kentia Les (3)

Ibrahimi erzählt: „Auf dem Heimweg von der Arbeit sah ich immer einen betrunkenen Deutschen an seinem Erdgeschossfenster. Er lallte viel und schimpfte, damals verstand ich kaum, was er sagte. Eines Tages war er aggressiver als sonst, schrie wie wild. Ich ignorierte es wie immer, doch plötzlich rannte er mit einem Messer auf mich zu. Ich musste mich mit Gewalt verteidigen – das war knapp!“

Aber es sind nicht nur Gewalttaten, die schmerzen. Manchmal reicht ein Blick als Misstrauensbekundung, ein unangenehmes Flüstern, das nicht gedeutet werden kann. Die U-Bahn ist so ein Ort der Wahrheit. Mehr noch als in der Vergangenheit kam es in diesem Jahr vor, dass sich Leute bewusst von Ibrahimi wegsetzten. „Ich habe dann an mir gerochen – hätte ja sein können, dass ich stark schwitze.“ Aber es lag wohl am Schwarzkopfdasein.

In der saloppen Bezeichnung „Schwarzkopf“ schwingt auch Kritik an den Deutschen mit: Flüchtlinge werden oft über einen Kamm geschoren. Dass das an der Realität vorbeigeht, sieht Ibrahimi täglich bei seiner Übersetzertätigkeit in der Notaufnahmestelle. „Per Gesetz erfahren Syrer eine bevorzugte Behandlung, ihre Anträge werden schnell bearbeitet, es gibt kaum Ablehnungsbescheide.“ Das führt natürlich bei den anderen Antragstellern zu Neid – ob sie aus Eritrea, Nigeria oder Afghanistan kommen. „Während sich Syrer auch mal über den faden Kartoffelbrei beschweren können, würden das andere nie wagen“, glaubt Ibrahim. Insgesamt sind die Flüchtlinge untereinander nicht solidarisch, vor allem dann nicht, wenn sie aus unterschiedlichen Ländern kommen.

Trotz der drohenden Abschiebung ist Ibrahimi guter Dinge – eine neue Liebe beflügelt ihn. Seine Freundin, eine engagierte Britin, traf er bei ihrer ehrenamtlichen Arbeit in der Notunterkunft. Sie lernten sich kennen, mochten sich, blieben in Kontakt, zogen in dasselbe Haus und wurden ein Paar. Zusammen wohnen sie jetzt im Sharehouse Refugio: Deutsche leben dort mit Flüchtlingen unter einem Dach, lernen voneinander und geben sich gegenseitig Halt. Das funktioniert unglaublich gut, Beispiele für gelungene Integration gibt es zuhauf. Doch für Ibrahimi stellt sich die Frage: wie lange noch?

Harun Akif – der Name ist arabisch, die Seele Kölsch. Geboren und aufgewachsen in Köln-Porz musste der junge Unternehmer auf nichts verzichten, was der Kanon des Bildungsbürgertums vorsieht. Er kennt die Welt



Ajmal lebt seit fast zwei Jahren in Berlin. Catherine lernte er als ehrenamtliche Helferin in der Notunterkunft kennen – heute sind sie ein Paar.

der „Millennials“, hat selbst in drei europäischen Ländern studiert, seine Freundin ist Italienerin. Den Islam kennt er auch – er hat den Koran gelesen, den Ramadan eingehalten und viele islamische Länder bereist. Als gläubigen Muslim würde er sich heute aber nicht bezeichnen. Seine Mutter ist Deutsche, sein Vater Palästinenser aus Damaskus. Nach Gründung des Staates Israel flohen viele Palästinenser auch nach Syrien. Noch immer lebt ein Teil seiner Familie dort, aber viele seiner Cousins mussten nach Deutschland flüchten. Jetzt leben sie in der ganzen Republik verteilt.

Endlich wieder nach Syrien

Und sie haben es nicht leicht. „Eine Bleibeperspektive streben viele Flüchtlinge mittlerweile gar nicht mehr an. Manche haben sich ein Paradies vorgestellt und mussten dann erfahren, dass das Leben in dem so kulturfremden Deutschland gar nicht einfach ist. Meine Cousins schwelgen schon vom Kriegsende, wenn sie endlich wieder nach Syrien gehen können“, berichtet Akif. Die Kultur hat viele Aspekte – Formulare korrekt ausfüllen gehört in Deutschland sicher mit dazu. Akif unterstützt seine Cousins dabei und versteht beide Seiten: „Die rigorose Beamtenlogik ist in der arabischen Kultur nicht vorhanden, da ist alles verhandelbar. Das kann bei Flüchtlingen schon mal als Schikane aufgefasst werden.“ Doch nicht nur die Bürokratiemaschine macht Probleme. Wenn das Dableiben

gar nicht unbedingt ein Ziel ist und Flüchtlinge nicht das Glück haben, über Beruf oder Freunde eine deutsche Sozialisierung zu erfahren, bleiben sie unter sich. In jeder deutschen Großstadt gibt es Araberviertel, die ihnen das Leben leichter machen, in denen sie neue soziale Kontakte innerhalb ihres eigenen Kulturkreises knüpfen können. Dort entstehen dann aber wiederum Parallelkulturen, denen die Deutschen mit gemischten Gefühlen begegnen.

In Köln-Kalk gibt es auch so ein Viertel. Selbst Akif gibt zu, in manchen Situationen ein Unwohlsein zu verspüren. Letztens etwa, als in einem Restaurant dreißig frommbärtige und Gewänder tragende Muslime saßen und er sich mit einem befreundeten Pärchen an den einzigen freien Tisch setzte. Seine Reaktion habe nichts mit der Herkunft oder der Religion an sich zu tun, sagt er. Wohl eher mit der Befremdung, so große Gruppen von Gleichgeschalteten und Gleichgekleideten inmitten einer Gesellschaft zu sehen, die Individualität zu ihrem Mantra erhoben hat.



Erst Berater, dann Sozialunternehmer, jetzt Journalist – **Sebastian Gluschak**, geb. 1984, wählte den Quereinstieg, um über wirtschaftliche und gesellschaftliche Themen zu berichten. Schreibt unter

anderem für den *Tagesspiegel*.